

Das Urteil der Zenta

Autor(en): **Gide, André**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **59 (1955-1956)**

Heft 19

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671328>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

D A S U R T E I L D E R Z E N T A

Eines der beiläufigen Gespräche, hinter denen sich augenzwinkernd das Grundsätzliche verbirgt, begann neulich in meinem Stammcafé damit, dass ich mich an das Holztischchen nächst der Theke setzte und neben dem Aschenbecher ein Buch liegen sah, «Stirb und Werde» von André Gide, in dem ich sogleich blätterte; und als die Zenta den Kaffee brachte, brummelte sie beiläufig: «Der Herr ist schon vier Stunden weg, ich glaube nicht, dass er noch einmal kommt, der Kerl. Wieder vier achtzig beim Teufel, und dafür hab ich den Schund. Seine Uhr hätte er als Pfand dalassen sollen, aber dieser Schmarren hat ja nichts...» «Schund ist es ja gerade nicht», sagte ich vorsichtig, «André Gide ist ein ziemlich berühmter Mann und das Buch gehört eigentlich zur Weltliteratur...» «Was für eine Weltliteratur soll das sein? Dass ich nicht lach. Haben Sie eine Ahnung, was in dem Buch für Stellen sind? Da ist das Magazin ein, ein, eine Kinderfibel dagegen.» Sie nahm mir das Buch resolut aus der Hand und schlug, ohne zu zögern, eine Seite auf, aus der sie mit halblauter Stimme eine Stelle zitierte.

Zenta gehörte offenbar zu jenen Lesern, die es im Griff haben, sich in wenigen Minuten über den erotischen Gehalt eines Buches zu orientieren. Was sollte ich tun? Ihr einreden, dass Gide auch an den Stellen, über die sie sich nicht aufregen konnte, keineswegs langweilig sei? Kann man das guten Gewissens tun, wenn man weiss, dass auch hohe literarische Instanzen ihn gelegentlich ermüdend finden? Also versuchte ich, ihr den Wert André Gides mit kommerziellen Argumenten glaubhaft zu machen: «Das Buch kostet immerhin zehn Mark, damit hat der Herr seine Zeche weit überzahlt. Bedenken Sie doch, Sie haben einen Gewinn von fünf zwanzig, also praktisch mindestens drei Mark, wenn sie die Abnützung berechnen...»

Das Stichwort war nicht gut. Denn Zenta lachte einmal höhnisch auf und sagte: «Das glauben Sie ja selbst nicht, dass der Schund zehn Mark wert

ist. Der kommt nicht einmal auf vier achtzig, sonst hätte er ihn doch wieder abgeholt. Aber bitte schön, wenn Sie es so genau wissen, nehmen Sie doch das Buch und zahlen Sie die Zeche von dem Herrn, den Gewinn schenk ich Ihnen...»

Da sass ich nun und hatte es in der Hand, der Zenta das Ansehen eines grossen Schriftstellers durch ein Bekenntnis von 4,80 DM zu bestätigen, oder sein Werk in die Reihe der Magazine und Zwanzig-Pfennig-Hefte zu stellen — ein hinterhältiger Gewissenbiss für jemanden, der nur ausging, eine Tasse Kaffee zu trinken. «Würde ich auch sofort tun, wenn ich das Geld dabei hätte», beteuerte ich fast zu nachdrücklich, aber sie erwiderte noch eifriger: «Sehen Sie, das ist es ja: Sie haben auch keine vier achtzig. Keiner hat vier achtzig übrig, und solange das so ist, kann das Buch nie zehn Mark wert sein, nie.»

Ich ahnte den tieferen Sinn, der diesem volkswirtschaftlichen Kurzschluss innewohnte, und verzichtete zum zweiten Male darauf, das Urteil der Zenta zu korrigieren. Vielleicht gehörte es zu irgendeiner unbekanntenen weisen Ordnung, dass André Gide in der kleinen Holzbude auf einer blankgescheuerten Tischplatte vor sich hin träumte, zu leicht befunden und verächtlich behandelt, untauglich für die geringsten geschäftlichen Ansprüche. Die Zenta würde ihn wahrscheinlich nach Hause tragen und noch einige Seiten lesen, die sie jetzt nur skeptisch überflogen hatte; dann würde er vielleicht ihrer Tochter in die Hände fallen, die ihn als literarischen Sprengstoff mit in die Schule nimmt; die Lehrerin würde ihn ihr entrüftet abnehmen und sie selber darin blättern; sie würde ihn ihrem Verlobten zeigen, der ihn im Büro liest — und irgendwann würde einer auftauchen, an dem nicht nur ein bisschen Gide hängenbleibt, sondern der sagt: ich muss ihn unbedingt haben, wieviel kostet er? Dann wird die Zenta zu ihrem Gelde kommen und André Gide wird doch noch einen Achtungserfolg bei ihr erringen, nach langen Umwegen — gemäss seiner eigenen Devise «Stirb und Werde».

Dieses freie Spiel der Kräfte bedenkend konnte ich das Buch vertrauensvoll neben dem Aschenbecher liegen lassen. Und als ich die Bude verliess dachte ich, dass man wohl um diese Zeit in den eleganten Sitzecken über die Krise des Schriftstellers und über die Krise des Individuums in der Organisation angemessen zu parlieren pflegt.

(Aus dem Band «Per Saldo», Glossen zur Zeit, Verlag Pohl & Co., München.)

LIBRO-PRESS